

Die Geschichtensammlerin

Die Künstlerin und Filmemacherin Cana Bilir-Meier gräbt sich tief in die Biografien von Migranten in Deutschland ein, auch in ihre eigene Familiengeschichte. Sie schafft daraus poetische Kunst.

Von Martina Scherf

Ein satiblauer Kreis am Boden, lichtblaue Kreise an der Wand. Das Mittelmeer und der Himmel über Anatolien? Vielleicht. In der Mitte steht jedenfalls Cana Bilir-Meier, einen bunten Blumenstrauß in der Hand, und feiert die Eröffnung ihrer Ausstellung. Befreundete Künstlerinnen und Künstler, Fremde und Gäste sind gekommen, und schnell bildet sich noch ein Kreis: Alle versammeln sich um den Teppich. Es gibt Musik, Tanz, Gedichte, auf Deutsch, Türkisch, Kurdisch, der Kreis gerät in Bewegung, alle klatschen, swingen, singen mit. Eine mitreisende, emotionale Vernissage ist das an diesem trüben Novemberabend.

**Woher kommen wir?
Wohin gehören wir?
Wohin gehen wir?**

„Der Kreis verleiht uns Kraft“, sagt Cana Bilir-Meier, tritt in das Rund und stellt dann drei Fragen, um die sich auch ihre aktuelle Ausstellung dreht: Woher kommen wir? Wohin gehören wir? Wo gehen wir hin? Die Verbindung der eigenen Geschichte mit der Gegenwart und der Zukunft in diesem Land, das ist immer wieder Thema der Münchner Künstlerin. Jetzt hat sie die neunte „Dazwischensein“-Ausstellung im Kunstraum der Galerie der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst kuratiert. Längst geht es an diesem Ort nicht mehr nur um christliche Kunst, sondern um aktuelle Diskurse und das Leben in all seinen Facetten. Der helle Raum mit den bodentiefen Fenstern zur Finkenstraße hinter dem Odeonsplatz hat sich unter der Leitung von Benita Meißner geöffnet für zeitgenössische, oft weibliche Positionen der Kunst.

Cana Bilir-Meier, 38, in München geboren, hat an der Akademie der bildenden Künste in Wien und an der Sabancı-Universität in Istanbul studiert und arbeitet als Filmemacherin, Künstlerin und Kunstvermittlerin. Sie ist eine Geschichtensammlerin. Für ihre Arbeiten gräbt sie sich tief in die Biografien von Migranten in Deutschland ein, auch in ihre eigene Familiengeschichte. Ihre Fundstücke – Fotos, Film- und Tonaufnahmen, Briefe, Zeitungsartikel – verbindet sie mit historischen Recherchen und der Frage, wie Erinnerung weiterleben kann.

So hat sie vor einiger Zeit den Nachlass ihrer Tante Semra Ertan herausgegeben; die Anfang der 1970er Jahre als türkisches „Gastarbeiterkind“ nach Hamburg kam. Sie arbeitete als Bauzeichnerin und Dolmetscherin, fing aber früh an zu schreiben. Ihr Fremdsein in Deutschland drückte sie in berührenden Gedichten aus („Mein Name ist Ausländer“). Aus Verzweiflung über die zunehmende Ausländerfeindlichkeit in ihrer Umgebung hat sie sich 1982 auf offener Straße in Hamburg verbrannt. Günter Wallraff widmete sein Buch „Ganz unten“ 1985 namentlich auch Semra Ertan. Sie hinterließ mehr als 350 Gedichte und politische Satiren.

Das „Dazwischensein“ hat also Kontinuität in Bilir-Meiers Arbeit. „Die Poesie meiner Tante hat mir den Mut gegeben, meine eigene Geschichte zu erzählen“, sagt sie. „Ich bin Kind eines deutschen Vaters und einer arabisch-alevitischer Mutter, deren Familie aus Merzin in der Türkei stammt. Mein Großvater kam 1961 als Gastarbeiter nach Kiel, er arbeitete in einer Motorenfabrik. Später, als die Familienzusammenführung erlaubt wurde, holte er seine Frau und die Töchter nach. Die Verfahren meiner Großeltern kamen aus Syrien und Libanon, sie sprachen Arabisch, bis das in der Türkei verboten wurde. So hat auch meine Mutter diese Sprache irgendwann verloren.“ All diese Erzählungen der Einwanderer, ihre Resilienz und ihr Beitrag zur Entwicklung dieses Landes seien Teil der deutschen Nachkriegsgeschichte, „aber in der Schule habe ich davon nie etwas gehört“.

Es geht um die Frage nach Identität,



Cana Bilir-Meier vor ihrer Wandarbeit im DG Kunstraum. Mehrere Filme laufen dort, sie erzählen von Bedrohung und von der Kraft zum Neuanfang. FOTO: CATHERINA HESS

nach Zugehörigkeit. Man könnte Bilir-Meiers Schaffen auch aktivistisch nennen, aber es schwingt keine Bitterkeit mit, vielmehr eine poetische Kraft. „Ich blicke in die Zukunft und will wissen, wie wir zu einer solidarischeren Gesellschaft gelangen“, sagt sie. „Kunst hat ja diese Kraft, eine Gegenerzählung zu entwerfen.“

Weil es „ein Privileg“ sei, diese Ausstellung gestalten zu dürfen, sagt sie und blickt auf die vielen Gäste, die sich angezogen unterhalten, „war es mir wichtig, das nicht allein zu machen, sondern mit anderen zu teilen.“ Also lud sie befreundete Künstlerinnen und Künstler auf den blauen Teppich, mit Gesang, Tanz, Poesie und alevitischen Gebeten. Denn Erinnerung speichert sich in vielen Formen, „oft auch im eigenen Körper“.

Im hinteren Raum der Galerie laufen drei Filme. „This makes me want to predict the past“ – ihr eigener auf Super 8 in Schwarz-weiß gedrehter Film, der schon 2020 im Münchner NS-Dokumentarium lief – begleitet zwei junge Frauen bei ihren alltäglichen Erkundungen des Olympia-Einkaufszentrums. Mal ernst, mal heiter-verspielt. Aus dem Off spricht eine Mädchenstimme absurde Sätze ein. „Das lässt mich wünschen, die Hausaufgaben würden meinen Hund fressen“ oder „Das lässt mich meinem Boss sagen, er solle sich einen Job lässt mich die Vergangenheit vorherzagen wollen.“ Am Ende kommt das Mahnmal für die Opfer des rassistischen Anschlags im OZ im Jahr 2016 ins Bild, bei dem neun Menschen, die meisten noch Jugendliche, getötet wurden.

Auch dieses tragische Ereignis wäre längst vergessen, sind Szenen aus dem Theaterstück „Dieser Ülkesi“ eingebildet. Es hatte 1982, dem Jahr, als ihre Tante starb, am Münchner Theater der Jugend Premiere, und mitgespielt hat da-

mal Zühal Bilir-Meier, Canas Mutter. Zusammen mit anderen Laiendarstellern spricht sie vom Leben der sogenannten Gastarbeiterfamilien, von Sehnsüchten, Vorurteilen, Missverständnissen. Ihre Mutter sei eine starke Persönlichkeit, die damals als Sozialpädagogin mit Jugendlichen arbeitete, das Türkische Theater München gründete und selbst auf der Bühne stand. Heute hat sie eine eigene Praxis als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin. „Ich habe mich aber erst bei der Arbeit zum Film näher mit dieser Geschichte beschäftigt“, sagt die Tochter. „Die Premiere wurde damals von einer Bombendrohung gegen das Theater überschattet“, erzählt sie. „Doch das Stück wurde dann sehr gut aufgenommen und weit über die Grenzen Münchens gezeigt und besprochen.“

„Wir brauchen diese Momente des Innehaltens, in denen wir zusammenkommen, reflektieren, uns gegenseitig stärken.“

Noch einmal zurück in den Filmraum. Dort läuft auch noch „Tage der Jugend“ aus dem Jahr 2017 von Yulia Lokshina. Die Filmemacherin, in Moskau geboren, Absolventin der Hochschule für Fernsehen und Film in München, hat ein Ferienlager für Jugendliche auf der russischen Insel Sachalin besucht. Kommentarlos hält sie mit der Kamera fest, wie Jungen und Mädchen Spaß haben und spielerisch zu Patrioten erzogen werden.

Das Video der Initiative „Remember. Yaya Jabbi“ erzählt mit animierten Zeichnungen das kurze Leben des jungen Mannes aus Gambia nach, der 2016 unter ungeklärten Umständen in einem Hamburger Gefängnis starb. Und in Ihrem Video „Elegy“ (2020) setzt sich die jüdisch-amerikanische Künstlerin Talya Feldmann mit dem rechtsextremen Terroranschlag auf die Synagoge in Halle 2019 auseinander. Sie war an jenem Tag selbst in der Synagoge. Eine Tänzerin setzt die Gedanken und Gefühle der Überlebenden in Bewegung um. Da ist sie wieder, die Trauer? Und gleichzeitig ist der Tanz auch ein Weg zur Heilung.

„Deutschland ist manchmal sehr dunkel“, sagt der queere Sänger Sezgin Inceel beim Eröffnungsabend, bevor er die Gitarre nimmt und seinen melancholisch-ironischen „Kaktus“-Song antimmt. Der promovierte Musikpädagoge lehrt an der Katholischen Universität Eichstätt und forscht zu Musik und Zweisprachigkeit bei Einwandererkindern. Sein Podcast, der türkische Musik aus der Genderperspektive analysiert, wurde vom türkischen Radiosender Power FM mit dem Preis für den „stärksten Musikpodcast“ ausgezeichnet – auch das eine überraschende Erkenntnis. „Wo bin ich hier gelandet?“, frage er sich manchmal, fährt er fort. Aber dann gebe es eben auch Abende wie diesen, die einen stärken. Darum geht es Cana Bilir-Meier. Und für alle anderen ist diese Ausstellung eine Einladung, ruhig mal für eine kurze Zeit die Perspektive zu wechseln. (noch bis 12. Dezember, Finkenstraße 4).

„Sie findet es wichtig, dass es Initiativen wie „München erinnern“ gibt“

Wohin gehören wir? „Die Vergangenheit ist ja nie abgeschlossen“, sagt Cana Bilir-Meier. „Ich kann das nicht vergleichen, die Situation meiner Eltern oder meiner Tante und die Gegenwart. Es gab, wie man sieht, immer schon kritische Stimmen, die sich um mehr Sichtbarkeit bemüht.“ Aber findet sie, auch heute könnten sich ruhig noch mehr solche Stimmen in die Öffentlichkeit wagen.

Und da ist sie auch schon bei der Frage angelangt: Wo gehen wir hin? Dass ausge-rechnet jetzt, wenn Extremisten die Gesellschaft spalten wollen, Kulturretaks gegürt werden, macht ihr Sorgen. „Dagegen müssen wir uns wehren.“ Da kommt die Aktivis-

traum Diskurs Gegenwart